

DATUM FATUM LATUM

*oder Die Fruchtbarkeit des
Kinderspiels*

ein Memoriale von

REINHART BUETTNER

Hoppe- Reiter, Fuchs Du hast die Gans gestohlen, gib sie wieder her, Backe-Backe-Kuchen, Auf der Mauer-auf der Lauer-sitzt'ne kleine Wanze ... und andere Kinderprüche und -Lieder verfolgen uns ein Leben lang, sitzen uns im Ohr, hartnäckig, nostalgisch, sentimental und gehören neben anderem zum festen Bestandteil unserer Erinnerung. Wenn sie nicht wie „Asa-Nisi-Masa“ oder „Rosebud“ durch Fellini (8 ½) oder Orwell (Citizen Kaine) zu filmischen Ehren gekommen wären, oder durch die Surrealisten systematisch ausgebeutet worden wären, niemand würde auch nur einen halben Gedanken an sie verschwenden und sie getrost in der Asservatenkammer verstauben lassen. Seit Freud, Bettelheim, Winnicot, Stern u.a., also seit man begann, die frühkindliche Phase als Stellwerk der Biographie anzusehen, ist das anders geworden, man nahm ernst, was vorher bestenfalls belächelt wurde. In der Vorlesung „Cellula phantastica, oder Die Glühenden Bilder“ habe ich mich bereits über die Rolle des Gedächtnisses in der Kunst ausgelassen, hier nun kommt das erinnerte Mantra, der Singsang, das ritualisierte Aufsagen und jenes quasi magische Beruhigungsmittel unserer Identität hinzu, das uns mit unserer Kindheit kurzschließt.

Ferre-Tuli-Latum wie es aus dem Erlernen der unregelmäßigen Verben im Lateinunterricht bekannt ist, oder auch das witzige put-put-put aus dem Englischunterricht spielen eine ähnliche Rolle wie das Lirum-Larum: wenn es um das Erinnern geht, rangieren Phonetik und Morphologie vor Inhalt und Bedeutung. Die alten Pädagogen mit ihren Eselsbrücken und lausigen Lernversen, die meistens Rhythmik, Versmaß und Reim bemühten: drei drei drei, bei Isos Keilerei oder sieben-fünf-drei: Rom springt aus dem Ei, kannten diesen Sachverhalt und waren in Sachen mnemotechnische Hilfsmitteln recht erfinderisch.

Aber hier geht es nicht um Lernen und Einprägen, sondern um etwas anderes und schwer formulierbares: es geht um das wohlige Heraufdämmern eines Altvertrauten, das unsere notwendig gewordene und belastende Diversität harmonisiert oder durch die

imitatorischen Bewegung unseres stimmgebenden Apparates der sogenannten Glottis quasi homogenisiert. Mit einer Prise Rührseligkeit und Sentimentalität sind wir plötzlich wieder ganz bei uns selbst und können für Sekunden ungestört unser Kinder-Ich erleben.

Die Beschäftigung mit Teddybären und Schmusedecken, die den englischen Kinderarzt und Psychoanalytiker Donald Woods Winnicott zur Konzeption des Übergangsobjekts und des Übergangsraums brachte, hat Licht in die Kindliche Bevorzugung, Wahl und emotionale Besetzung bestimmter Objekte und Räume gebracht. David Stern erweiterte das Konzept ins phonetisch-verbale und stellte fest, dass auch bestimmte Lautfolgen, Wörter, Namen und Sätze die Rolle von Übergangsobjekte übernehmen können, was die beschriebene Wirkung von Kinderreimen u.ä. erklären könnte.

Dass das Aufsagen und Wiederholen mit naturreligiösen Praktiken unserer Ahnen zu tun hat, ist bekannt, die Beschwörungsformeln, Bitt- und Zauberrituale, wie sie im Märchen aufbewahrt sind, ebenso. Da allerdings noch Spuren davon in den Spielen der Kinder virulent sind, wirft die Frage nach den Invarianten auf, nach Vermutungen über alte, zur Spezies gehörenden Verhaltensweisen.

Die Wiederholung der Phylogenese in der Ontogenese, also die Spiegelung der Entwicklung der Menschheit in der Entwicklung des Einzelwesens, die Ernst Haeckel 1866 als Biogenetisches Grundgesetz formulierte und Frederik Adama van Scheltema ins Geistige und Künstlerische zu übersetzen versuchte und die schließlich Eingang in die Entwicklungspsychologie und die „Kognitive Archäologie“ fand, hat sich als eine höchst fruchtbare und gleichzeitig höchst umstrittene Theorie erwiesen. Als Weiterentwicklung der Darwinschen Evolutionslehre begonnen, hatte Haeckel Beobachtungen aus der generellen embryonalen Entwicklung als Beweis seiner biogenetischen Grundregel interpretiert und damit sofort einen großen wissenschaftlichen und weltanschaulichen Streit ausgelöst. Wissenschaftliche Kollegen

bezichtigten ihn der Fälschung, Anti-Darwinisten und kirchentreue Kreationisten beschuldigten ihn der Häresie und die Kritik an seiner Vermutung ist bis heute nicht abgeflaut. Der alte Streit zwischen Phänotypischer und Genotypischer Perspektive, zwischen Ähnlichkeit und Identität, zwischen dem Gleichen und dem Selben, zwischen symbolisch-formaler Wiederholung und real-inhaltlicher Rekapitulation ist der nämliche geblieben und beherrscht noch immer die Interpretation wissenschaftlicher Beobachtungen und Ergebnisse.

Parallelitäten sind ebenso verführerisch wie die „Post hoc ergo propter hoc“- Vermutung, verleiten zu raschen Evidenzen und behindern der zweiten Blick.

Im Großen und Ganzen ist es wohl unbestreitbare, dass Phylogenese und Ontogenese etwas miteinander zu tun haben, im Einzelnen jedoch wohl eher nicht, so interessant dieser Gedanken auch sein mag. Gefährlich wurde er insofern für Haeckel, als er ihn für die Unterscheidung zwischen entwickelten und weniger entwickelten „Menschenrassen“ verwendete und damit dem Kolonialismus und Rassismus des 19.Jahrhunderts Vorschub leistete.

Die Beobachtung jedoch, dass unser erwachsener Alltag immer wieder von Infantilismen und Naivitäten berührt und durchkreuzt wird, legt die Vermutung nahe, dass Entwicklungen generell etwas sehr Asynchrones und Selektives sind und sich keinesfalls umfassend, zeitgleich und total vollziehen.

Einzelne Charakteristika einer Persönlichkeit können sehr stark entwickelt und ausgesprägt sein, wie beispielsweise die Rationalität im Urteilsvermögen, bei gleichzeitiger frühkindlicher Emotionalität, die von säuglingshafter Verlustangst geprägt ist. Solche und ähnliche simultan existierenden Widersprüche und Unvereinbarkeiten machen letztlich die unverwechselbare Eigenart der Persönlichkeit aus und sind in den abenteuerlichsten Kompositionen zu beobachten. Sonderbegabungen werden häufig von Behinderungen auf anderen Gebieten begleitet.

Wie und vor allem Wo sollen wir nun die plötzlich auftretenden Reaktionen einsortieren, die uns als Erwachsene unversehens wie unmündige Kinder dastehen lassen, verlegen, stumm und hilflos?

Die Psychoanalyse hat dafür einen Begriff gefunden; Freud sprach von „Regression“ und meine damit so viel wie, das Zurückfallen auf eine frühere Entwicklungsstufe im Rahmen einer Versagens- oder Konfliktbewältigung.

Wie so oft in der Geschichte der Psychoanalyse wurden auch hier, die Sätze nicht zu Ende gelesen und das kurz Aufgeschnappte moralisch interpretiert und flugs auf Gebote und Verbote verkürzt. Verdrängung ~ schlecht, weil gewaltsam, Sublimierung ~ schlecht, weil da irgend eine verkorkste sexuelle Problematik zugrunde liegt, Regression ~ schlecht weil falscher Ausweg. . . etc. Dass die Regression, wie übrigens auch die Neurose, dem Herstellen und Aufrechterhalten des psychischen Gleichgewichts dient, gerät auf diese Weise gänzlich aus der Aufmerksamkeit und gilt für „Gesunde“ schlichtweg als ein zu vermeidendes Verhalten. Es bedurfte erst des Wiener Kunsthistorikers und Psychoanalytikers aus dem familiären Umfeld Freuds, Ernst Kris, um die Rede von der „Regression im Dienste des Ich“ denkbar und populär zu machen. Ab jetzt durften ausgewachsene Intellektuelle wieder selbstvergessen und ohne ein schlechtes Gewissen zu entwickeln, auf dem Teppich liegen und mit Spielzeugautos den Mustern nachfahren. Ernst Kris gelang es, Psychologie und Psychoanalyse aus ihrer Fixierung auf das Defizitäre, Kranke und Negativistische herauszuholen und ihre konstruktiven Seiten zu betonen.

Wir müssen also nicht mehr an uns selbst zweifeln, wenn uns im alltäglichen Daseinskampf das Bedürfnis überkommt, uns irgendwo hinzuhocken und am Daumen zu lutschen, es ist eine Art der Erholung, eine Regression im Dienste des Ich, eine Atempause, ein Moment der Rekreation und des Kräftesammelns.

Was ist also mit den sentimental Interjektionen, mit Lirum, Larum, Löffelstil, mit den Sing Sang Versen aus Kindertagen, oder den vor-und außersprachlichen Lauten ?

„Onomatopoetika“ nennt man diese Wortgebilde, die akustische Ereignisse nicht-sprachlicher Art imitieren, teils lautmalend, teils Kinder-und Ammensprache nachahmend. Tick Tack, Hu Hu, Wau wau (franz: ouaf ouaf, engl: woof woof) gehören hierher. Auch in der Chat-Foren des Internets wimmelt es von dergleichen grammatikalischen Absonderlichkeiten und in den sozialen Medien bilden die Onomatopoetika neben den Emojis und Smileys die am häufigsten verwendete Zeichenform.

Die Comic-Sprache, vor allem die der deutschen Übersetzerin Erika Fuchs, sind eine wahre Fundgrube von Ausdrücken, die über die Jugendsprache in die Umgangssprache eingegangen sind (Hechel, Seufz, Klick, Grummel, Unk . . .)

Auch die Lautgedichte der Künstler Kurt Schwitters, Hans Arp, Gerhard Rühm, Hugo Ball, Christian Morgenstern, Ernst Jandl u.a. sind ohne Onomatopoetika kaum denkbar, weder die „Ursonate“ wäre komponiert worden, noch das Hördrama „Schtzngrmm“. Das kindliche Spielen, das sich im künstlerischen Spielen fortsetzt, gewinnt in der zweiten, erwachsenen Version allerdings noch weitere Dimensionen hinzu, von denen zuvor noch keine Rede sein konnte. Da ist zum einen die Sentimentalität und das nostalgische Lächeln der eigenen Stellungnahme zum spielerisch Hervorgebrachten und zum anderen die bitter-süße Genugtuung bei dem gezielten und mutwilligen Verstoß gegen die heiligen Konventionen. Während im ersten, „unschuldigen“ Spiel die entdeckende Freude am schieren Produzieren die Hauptrolle spielt, ist es in der erwachsenen Spielart die Freude am „dennoch“, am Ausweg aus der Unsagbarkeit, oder aus der expressiven Falle. Wenn Raymond Queneau seine „Stilübungen“ schreibt, handelt es sich natürlich nur um Übungen im einem übertragenen Sinn, denn das, was er vorlegt, ist eine veritable Kritik an der Literatur, die aus jeder Mücke einen höchst eindrucksvollen Elefanten machen kann.

Die herzerreißende Lustigkeit mancher Kommödien, die allzu wahren Derbheiten mancher Possen und jene ins Mark treffenden

Sketche des grinsenden literarisch-politischen Kabarett sprechen für die Ernsthaftigkeit und Gefährlichkeit des erwachsenen Spiels, das alle Potentaten fürchten. Bekanntlich wurde das Amt des Hof- oder Titularnarren abgeschafft. . . wann? . . . zur Zeit des Absolutismus.

Das, was man die „Naivität zweiten Grades“ nennen könnte, also diejenige die sich nach dem erwachsenen Kämpfen mit Problemen wieder einstellen kann, sofern man Glück hat, ist eine wesentliche Voraussetzung für das „Kunstmachen“. Nicht die greisenhafte Albernheit ist gemeint, die das Ergebnis von Abbauprozessen ist, sondern jene Gelassenheit, die aus dem Abschied von den wichtigen und unaufschiebbaren Entscheidungen resultiert. Wenn die Eitelkeiten geringer werden - nicht etwa freiwillig, sondern weil das, worauf man stolz sein konnte, weniger geworden ist – kann sich eine Neuorientierung einstellen, die die Prioritäten anders sieht und setzt. Manche haben diese Naivität zweiten Grades schon in ihrer Jugend, sie ist also nicht an Alter oder gar Weisheit gebunden, es handelt sich bei ihr vielmehr um eine Form der Unbekümmertheit und Unabhängigkeit vom Urteil anderer.

Gerade von der sprichwörtlichen künstlerischen Gefallsucht kann man sich in dieser zweiten Naivität befreit fühlen, ebenso vom geliebten Selbstbild, dem man doch so manche Opfer gebracht hat. Wie sehr beneiden Künstler die „naive Malerei“ ihrer z.T. wirklich unbedarften Kollegen. Dass da jemand mit Inbrunst zu seinen Unzulänglichkeiten steht und so malt wie er's kann. Wie sehr verachten sie andererseits die unechten Naiven, die aus Marktgründen so tun als könnten sie es nicht besser. Die Naivität zweiten Grades befreit von diesem ganzen wenig ersprießlichen Hickhack und verfolgt nur noch das, was ihr wichtig ist und was sie gut findet, ohne den hinderlichen Rest. Das kann sehr kindlich aussehen und infantil daherkommen, ist aber echt, authentisch und gut.

Die Szene aus Büchners Woyzek, in der ein Märchen erzählt wird, eine schlecht ausgehende Geschichte, ein verzweifelter Märchen der Enttäuschung und der trostlosen Einsamkeit wird in einem bünnensprachlich abgefassten kindlichen Dialekt erzählt, was seine Wirkung nur noch steigert. Auch die Szene mit dem Andres im Schilf, oder Maries Lied. Die erschütternden Bühnenszenen, nicht nur bei Büchner, sind die, in den verzweifelte oder durch Verzweiflung irre gewordene Personen kindlich werden.

Warum ist das so. . ? Kinder weinen sehr oft, können ungeheuer verzweifelt sein, jammern, schluchzen, um sich schlagen, Dinge wütend kaputt machen, rasen und können mit hochrotem Kopf atemlos werden vor Zorn . . .

das Kindlichwerden Erwachsener ist etwas anderes, es erinnert an Kreatürlichkeit und Hilflosigkeit und scheint den Gipfel der Ausweglosigkeit dazustellen. So als versuchten wir das Vertrauen in Gott, Welt und Menschen wieder zu erlangen, das wir in der arglosen Phase unseres Lebens haben konnten, so als suchten wir Schutz vor allem Bösen, wie es Kinder in ihrer Flucht zur Mutter tun.

Gelegentlich erschrecken wir bei der Feststellung, wie viel Kind noch in uns steckt. Vor allem im Deja-Vu oder bei spontanen, reflexartigen Reaktionen, auch beim plötzlichen Auftreten heftiger, aber absurd und abwegig erscheinender Wünsche.

Es gehört zu den höchsten Glücksgefühlen ein Kind sein zu dürfen und es ist die Hölle eines sein zu müssen, was für die Ambivalenz unserer Haltung zur Kindheit steht.

Sie ist eben nicht nur jenes Paradies, vom dem das „o selig, o selig, ein Kind noch zu sein“ in Lorzings Oper Zar und Zimmermann gesungen wird, sie kann auch Martyrium sein, wie der Sohn des rektifizierenden Orthopäden und Philanthropen Schreiber erzählen könnte, wenn er sich nicht umgebracht hätte.

Moritz Schreiber ist nur einer der vielen Vertreter der sogenannten „schwarzen Pädagogik“, die mit Zwangsmaßnahmen und Gewalt, Kinder zum Guten und Besseren erziehen wollte.

Philosophische Strömungen, Moden und Schulen hatten von jeher auch pädagogische Abteilungen, da die Sofisten und Philosophen seit der Antike meist mit der Erziehung des Nachwuchses der Wohlhabenden betraut waren. Seit dem Mittelalter war die Pädagogik fest in kirchlicher Hand und da die Gelehrten in der Regel monastische Gelehrte waren und die Schulen Klosterschulen, entwickelte sich eine Erziehungslehre, die ein Gemisch aus Theologie, Philosophie, Geschichte, Jus und Rhetorik darstellte. Comenius, Pestalozzi, Basedow, Franke waren in dieser Tradition allesamt Theologen *und* Pädagogen, was einerseits die generell weltanschauliche Prägung der Erziehung verdeutlicht, andererseits die bis auf den heutigen Tag gültige Regelung, dass Pfarrer an Schulen unterrichten, bestätigt.

Moral spielt die konkurrenzlose Hauptrolle in jeder Erziehung, nicht zuletzt weil sie die Schnittmenge aller an der Erziehung beteiligten Einzeldisziplinen darstellt, die für die Einflussnahme auf Kinder geeignet zu sein scheinen und weil sie, zumindest im Anspruch, deren Vertreter, von Rousseau über Montessori bis Summerhill verbindet.

Gleich ob Erziehung zur Toleranz, zum Gehorsam, zur Ehrlichkeit „Erziehung in jeder Form (ist) sei Kindesmisshandlung“ formulierte zugespitzt der Begründer der Antipädagogik Ekkehard von Braunmühl (1940-2020), jener empfindlichen, apodiktischen Reaktion auf die Jahrhunderte alte Bemühung, aus Kindern Staatsbürger zu machen.

Sonderbar, dass einem zu Kindern so schnell Pädagogik einfällt, als sei Kind so etwas wie Mensch im Rohzustand, ein unfertiges Etwas, ein noch nicht zur Reife gelangtes Wesen. Biologistisch denkend, könnte man sagen, dass diese Einschätzung aus der Erfahrung der Brutpflege stamme, in der der Nachwuchs gefüttert, gesäubert und flügge gemacht werden muss. Aber, so wendet der Antipädagoge

von Braunmühl ein: „Kinder wollen nicht auf das Leben vorbereitet werden, sondern leben“

Kaum eine Wissenschaft ist so wetterwendisch wie die Pädagogik, so abhängig von der jeweils herrschenden politischen Meinung, so Zeitgeist- und vox populi-affin. Dementsprechend spricht man von pietistischer Pädagogik, aufgeklärter Pädagogik, Waldorf-Pädagogik, von Nazi-, DDR-, Gesundheits-, Erwachsenen-, Reform-, Anti- und Umweltpädagogik etc. etc. die Pädagogik im Singular, als Grundlagenwissenschaft scheint es gar nicht zu geben. Ob dieser realistische Relativismus der Einsicht einiger ihrer weitblickenden Vertreter zu verdanken ist, oder ein Zeichen von Instabilität, Unsicherheit und Abhängigkeit ist, bleibt unklar.

Pädagogik scheint jedenfalls etwas zu sein, das Erwachsene über die Maßen interessiert, ob der Kinder oder ihrer selbst wegen, bleibt ebenfalls unklar.

In einem kulturbeflissenen Essay, in dem von Kindern und Spiel gehandelt wird, darf einer nicht fehlen, nämlich Johan Huizinga und sein Buch „Homo ludens“ (1938), in dem er das Spiel als eine grundlegende Verhaltensweise des Menschen darstellt. Ohne jetzt in die Ludologie einzusteigen und die Theorienbildung von Schiller bis Marcuse nachzuzeichnen, oder die Schriften von Rousseau bis Jean Paul zu diesem Thema zu berücksichtigen, muss aber hervorgehoben werden, dass das Spiel ein Phänomen ist, mit sich nahezu alle Denker auseinandergesetzt und es mit anderen großen Begriffen zusammengedacht haben; mit Freiheit, Kultur, Trieb, Form, Ästhetik, Identität, Regression, Subjekt-Objekt, Erfindung, Innenwelt, Sozialität, Experiment, Haltung dem Datum gegenüber, etc. Dazu kommen die vielen verschiedenen Arten des Spiels, wie das Spiel mit sich selbst, das Gesellschaftsspiel, das Spiel mit Gegenständen, mit Worten, mit Situationen, mit Beziehungen, das Spiel mit Formen, Ordnungen und Systemen, das Spiel mit dem Leben, dem Zufall, dem Schicksal, der Zeit und dem Glück.

Fruchtbarkeit des Kinderspiels“ heißt der Titel dieser Sammlung ungeordneter Assoziationen und Allusionen, die versuchen in einer Art Rundumschlag viele Themen zur Sprache zu bringen, in der Hoffnung, dass das eine oder andere Resonanzen erzeugen möge. Fruchtbarkeit in welchem Sinne und wofür, lässt sich fragen. Für die Kunst wäre die schnellste und einfachste Antwort. Für ein gelingendes Erwachsenenleben ohne allzu viele Abspaltungen, notwendige Verdrängungen und zivilisatorische Heucheleien wäre eine therapeutische Antwort. Für einen verbesserten Zugang zu sich selbst, zum Reservoir der eigenen Vorstellungen, Einfälle, Phantastereien und Abgründen wäre eine künstlerische Antwort.

Warum haben die Surrealisten so fleißig und unbedingt die Kindheit mit all' ihren Himmeln und Höllen ans Tageslicht befördert, ausgeforscht und benutzt? Nicht nur ihrer einseitigen Liebe zur Psychoanalyse wegen, sondern weil sie auf der Suche nach Real-und Tagträumen, Alternativen und Ideen für eine anderes Leben waren. Im kindlichen Anarchismus fanden sie jene produktive Existenzform, der sie sich mit der „Naivität zweiten Grades“ annehmen konnten, die sie predigen und missionarisch vertreten konnten.

All' das Randständige, Nebensächliche und Unwichtige, das in der Erwachsenenperspektive zum Ausschluss führt, kann im kindlichen Erleben eine zentrale Bedeutung annehmen, andere Kombinationsmöglichkeiten ergeben und damit zu neuen Sichtweisen führen, die ansonsten vielleicht nur Erfindern zur Verfügung stehen.

Da Kinder noch nicht vollständig konventionalisierte Lebewesen sind, sind in ihnen noch die Reste frei flottierender Phantasmen und eines entsprechenden Staunens und wildwüchsigen Theorienbildens aufbewahrt, die durchaus auch in der Welt der Erwachsenen fruchtbar gemacht werden können.

Ihr noch nicht lesen können, erzeugt eine besondere und phänomenale Art der Welterschließung, die beispielsweise so

geheimnisvolle Prozeduren wie das „visuelle Schließen“ umfasst, oder auch das audio-visuelle Schließen, oder das Audio-visuelle-taktile Schließen.

Leider sind die wissenschaftlichen Arbeiten von Kurt Lewin, die er mit Dokumentarfilmischen Mitteln erarbeitete und in denen er seine Hypothesen durch Aufnahmen mit versteckter Kamera bewies, viel zu wenig bekannt, um sich ein umfassendes Bild des kindlichen Verhaltens zu machen. In der Zusammenarbeit mit Köhler, Wertheimer und Koffka hat Lewin die wichtigsten Arbeiten zur Entwicklungs- und Sozialpsychologie geliefert. Auch Mediengeschichtlich ist seine Arbeit einmalig, weil er einer der ersten war, der das Medium Film als wissenschaftliches Arbeitsinstrument und als Datenspender einsetzte.

Nicht nur zur Vertiefung der Kenntnisse über uns selbst, ist die Beschäftigung mit der Kindheit hilfreich, sondern auch für Fragen der Gesellschaftsentwicklung und für die Gestaltung der Politik. Vom Zusammenhang mit der Kultur müssen wir gar nicht reden, das haben andere, berufenere schon ausreichend getan, die noch weitgehend unbekannten Formen der kindlichen Weltaneignung aber sind es allemal Wert gründlicher untersucht zu werden, denn in ihnen ist vieles von dem verborgen, wonach wir ständig suchen und was wir dringend brauchen.

Danke